Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin **M. Keyserling.**

(10. Fortsetzung.)

Schweigend blieb Asten wieder stehen.

„Machen Sie sich bereit, Ihre Schwadron auf kurze Zeit zu verlassen. Der Adjutant des Fürsten B. ist verwundet und dienstunfähig. Se. Durchlaucht baten mich, ihm einen geeigneten Offizier zum Ersatz zu nennen. Ich werde Sie in Vorschlag bringen. Werden Sie bestätigt, so kommen Sie nach dem Norden von Paris. Durchlaucht werden in diesen Tagen die Cernirungskette daselbst in Augenschein nehmen."

„Zu befehlen, Ew. Excellenz, und ich erlaube mir, ganz gehorsamst zu danken."

Ein unverkennbarer Ausdruck freudiger Ueberraschung verklärte die Dienstmiene bei diesen Worten, und keine Spur eines Bedauerns dämpfte ihn.

Se. Excellenz bemerkte es und es befriedigte ihn.

Der Major ging. Im Hinausschreiten warf er noch einen Blick auf Jeanne. Sie lag leblos und bleich da, wie ein schönes Marmorbild, dessen edlen Zügen ein Ausdruck starren Wehs aufgeprägt war. Blieb wirklich keiner seiner Gedanken bei ihr zurück?....

„Die Weiber hängen an ihm, wie sie an jeder leidlich aussehenden, bärtigen Fratze hängen," dachte der General, „aber er schert sich im Grunde den Teufel um sie. Nun, besser immer, man bringt ihn von ihnen weg."

„Wenn ich so fortfahre, sein Mißfallen zu erregen, verlasse ich Frankreich als General," sagte sich Asten. „Aber die Sorge für mein Fortkommen, die er diesmal bethätigt, ist mir doppelt angenehm. Fort von diesem unglücklichen Mädchen, das sich nicht retten lassen will!....Wenn sie denn doch nicht auf mich hört, ist mir's lieber, ich komme gar nicht in Gefahr, sie nutzlos zu warnen oder zu ermahnen."

Im Laufe des Tages erkundigte er sich nach ihr. Sie war in's Leben zurückgekehrt, befand sich leidlich; ja, ihre Verwundung sollte nicht einmal gefährlich sein. Aber sie fiel bei jeder Erregung in eine jener tiefen Ohnmachten, in welcher man sie auf dem Kampfplatze gefunden hatte, und der Arzt erklärte, ein Zustand absoluter Ruhe sei nothwendig, sollte sie hergestellt werden. Als Asten Belle-Fontaine verließ, hatte er eine Wiederholung jenes Gefühls seelischer Befreiung, das er bei der ersten Mittheilung von seiner bevorstehenden Entfernung verspürte.

Im Salon eines kleinen Schlößchens, das nicht weit von Villepuits gelegen war, saßen einige Gardeoffiziere höheren Ranges, unter ihnen ein Major eines anderen Regiments.

„Also sie haben wirklich Le Bourget befestigt? Dann werden wir es den Rackers doch wieder abnehmen müssen!" sagte einer der Gardisten, mit dem bespornten Fuße einen qualmenden Holzklotz, der im Kamin zu weit nach vorn fiel, über das elegante Schutzgitter rückwärtsschiebend.

„Wenn sich das Gerücht bewahrheitet, wird in den allernächsten Tagen der Tanz darum losgehen," bemerkte ein zweiter. „Durchlaucht dürften bald benachrichtigt werden."

„Nun," sagte der Fürst, mit den Blicken den rauchenden Klotz festhaltend, „es wird ja einestheils eine ganz willkommene Unterbrechung der Belagerung sein, die schon anfängt eintönig zu werden. Mir thut's nur leid um die armen Teufel, die dabei wieder um ihre gesunden Knochen kommen. Die Geschichte hat jetzt so gar keinen Sinn mehr, und Trochu, Thiers und Konsorten müssen das selbst längst eingesehen haben. Wir kämpfen eben nur noch der Eitelkeit der Herren zuliebe, die das entscheidende Wort nicht sprechen mögen. Und dafür noch deutsches Blut vergießen zu müssen, ist hart."

„Allerdings," sagte ein jüngerer Offizier, sich die erstarrten Hände reibend, „dennoch muß ich sagen, ich trage meines beinahe noch lieber in's Gefecht, als daß ich es an diesem nichtswürdigen Kamine erfriere."

„Ja, ein guter deutscher Ofen! Ich gäbe auch gern den ganzen Plunder von Vergoldungen und seidenen Lappen, mit denen die Räume hier ausstaffirt sind, für einen solchen her," antwortete der Fürst. „Das Schlimmste dabei ist, unsere Kerle verstehen mit den Dingern nicht umzugehen. Ich plage mich den halben Tag über selber mit dem Zeuge und glaube, ich habe im Heizen wirklich schon eine gewisse Routine bekommen. Sehen Sie, z. B. jetzt müssen die Stücke hier so zu liegen kommen...

Und er neigte seine noch jugendliche Gestalt über das Feuer und begann eifrig mit Zange und Schaufel zu hantiren, brachte es aber nur dazu, daß von den hin und her geschobenen Hölzern ein immer unerträglicherer Qualm aufstieg. Er kehrte sich endlich lachend nach dem jüngsten seiner Gefährten um.

„Kommen Sie doch mal her, Asten. Ihr Geschick erfreut sich ja eines weitgereisten Rufes, vielleicht parirt Ihnen das Teufelszeug!"

„Durchlaucht," antworete der Major, der am Fenster stand, ohne der Aufforderung zu folgen, „da sprengt ein Feldjäger heran, auf schaumbedecktem Pferde. Der Mann muß wichtige Nachricht haben...."

„Wo?" rief der Fürst, warf Zange und Schaufel hin und eilte an's Fenster. „In der That, meine Herren, ich glaube, die Nachricht wird uns warm machen, auch ohne Ofen...."

Eine halbe Stunde darauf wurde zum Antreten geblasen. Man brach auf nach Le Bourget.

Wie man weiß, war die Einnahme des Dorfes mit großen Schwierigkeiten verbunden, da es unter dem schützenden Feuer der vier Festungen: St. Denis, Fort de l'Est, Fort d'Aubervilliers und Romainville lag. Der Ort war außerdem mit vielem Geschick verbarrikadirt und von hohen steinernen Mauern umgeben, hinter denen die Häuser zu Miniaturfestungen gemacht waren, aus deren Schießscharten unabläßig wohlgezielte Schüsse fielen.

Der Kampf um den Ort entbrannte demzufolge so heftig, als glaubte noch nicht ein Mann in Frankreich, daß der Krieg bereits entschieden. Leben um Leben fiel dem erbitterten Eigensinn zum Opfer. Der Kommandeur eines Garderegiments fiel durch einen Schuß aus dem Fenster eines Hauses, aus dem mit einem weißen Tuch gewinkt worden war und an das er, um das Friedenszeichen zu erwidern, dicht heranritt. Seine Leute trugen ihn beiseite und versuchten ihm Wein einzuflößen und das aus der Wunde stürzende Blut zu hemmen. Auch Asten hatte ihn fallen sehen und eilte ihm zu Hilfe. Er verließ sein eigenes Pferd und kniete neben dem Liegenden hin. Doch empfing er nur aus schwer aufgeschlagenen Lidern den letzten Blick. Eben als er wieder aufstehen wollte, erhielt er einen Schlag über der linken Schläfe, und ein eigenthümliches Gefühl von Wärme umfing ihm die Stirn. Eine Sekunde lang sah er nichts als tanzende Funken, dann sank alles in Dunkel, und sein Bewußtsein sank in dem Gedanken, daß er dem Sterbenden das kameradschaftliche Geleit in die Ewigkeit gebe.

Der Kampf aber toste weiter. Schüsse knatterten und dröhnten, das Krachen stürzender Mauern mischte sich in Kommandorufe und Signale, und Aechzen, Wimmern und Stöhnen gaben die grauenvolle Begleitung zu den Grundtönen der furchtbaren Musik der Schlacht. Zwischendurch brach auch einmal ein geller Schrei, der den wüsten Lärm mit der Gewalt der Todesangst übertönte. Seitwärts aber in erstürmtem, offenem Gehöft lagen zwei junge Männergestalten lang ausgestreckt, reglos still, so als ginge sie all dies wilde Gewühl nichts mehr an. Sie hatten ihre Pflicht gethan für immer.

Als das Toben verstummt war, lehnte der Fürst an einer zertrümmerten Mauer und tauchte sein Taschentuch in ein ihm dargebotenes Glas Wasser, sein pulvergeschwärztes und blutbespritztes Gesicht damit reinigend.

„Das war ein wüster Tag," sagte er, „ein Sieg, wie ich keinen mehr erleben möchte. Wie viele fehlen uns, die wieder ihr Blut hergegeben haben, weil die Herren Franzosen noch immer mit der Tinte geizen! Zalukowsky, Obstfelder, Reilen, Haugwitz, der arme, junge Kerl! Graf W., nur zurückgekommen, um sich den Tod zu holen, und mein Adjutant — Ruprecht, wo ist mein Adjutant? — Wissen Sie von ihm?"

„Er liegt neben jenem — —"

„Todt?"

„Ja, Durchlaucht. Er gehört zum Leichengefolge des tapferen Kommandeurs."

Es entstand ein Schweigen in dem Kreise um den Fürsten, das der Schritt einer Ordonnanz unterbrach. Auf einem hölzernen Tonnendeckel brachte der Mann eine Flasche Wein und ein Glas, welchem der Fuß abgeschlagen war. Der Fürst goß ein, trank, goß abermals ein und reichte das Glas weiter. Die übrigen tranken schweigend und düster, als flösse der Wein einem Todtenopfer.

Wenige Minuten später standen sie auf dem Hofe bei den Gefallenen.

Da ertönte eine Frauenstimme in ihrem Rücken: „Und ich sage Ihnen: nein! Er darf nicht todt sein! Er soll nicht todt sein! Ich glaube Ihnen nicht, bis ich ihn selbst gesehen."

Die Offiziere wandten sich und sahen eine junge, schlicht gekleidete Dame, welche die weiße Binde mit dem Kreuz trug, den Hof durchschreiten....

„Wo liegt er?" fragte sie. „Ich meine Major von Asten."

„Hier," antwortete mit einsilbigem Ernste der Fürst und deutete auf die kraftvoll schöne Gestalt des regungslos Hingestreckten.

Die Dame beugte sich über sie.

„Nein, nein!" rief sie dann abermals aus; „todt nicht! bewußtlos, ja, aber nicht todt. Es kann nicht sein! Ich nehme ihn mit mir!" Und sie umfaßte mit eignen Armen den Oberkörper und sagte aufsehend: „Helfen Sie mir! Legen wir ihn auf jene Bahre dort."

In den Mienen der Offiziere drückte sich die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit des Thuns aus. Doch schwiegen sie, und zwei bückten sich und erfüllten den Wunsch der Dame. In den Gesichtern der anderen aber zuckte eine namenlose Ueberraschung auf. Denn es war, als zwinge der Wille des Mädchens den Todten, zu gehorchen. Seine bleichen Lider rührten sich und entschleierten sekundenlang die glasigstarren Augen. Dann sanken sie schwer zurück.

„Er lebt!" murmelte die Gräfin, und wie ein Echo ging es durch den Kreis der Umstehenden.

„Ihr Muth hat dies bewirkt. Mögen Sie ihn sich nun auch retten!" sagte der Fürst mit herzlicher Betonung und schüttelte ihr warm die Hand.

„Ich hoffe es," scholl die Antwort entschlossen zurück, und sie legte sorgsam den blutbefleckten Kopf zurecht.

Asten hatte ein paar dunkle Augen traumhaft über sich gesehen. Ihr warmes Licht kam wie ein letzter Gruß des Lebens zu ihm. Dann fühlte er sich von weichen Armen umschlossen, und tröstlich glitt der Name durch sein Hirn: Jeanne. Machte sie, was sie begangen, gut, indem sie den deutschen Verwundeten nun wirklich pflegte? Der kaum gefaßte Gedanke ging unter in einem dumpfen Schmerze, und er wußte nichts mehr von allem, was um ihn her geschah.

Ein bleierner Novemberhimmel blickt durch das Fenster, an dem, halb von einem grünen Seidenvorhang versteckt, eine dunkelgekleidete Frauengestalt sitzt. Im Hintergrunde des Zimmers liegt auf breitem, von grünen Vorhängen halbumschlossenen Bette der Kranke in weißen Kissen. Er ist sehr bleich, und nur der braune, weichwallende Bart und die dunkelbraunen Locken, die aus dem Kopfverband quellen, heben sich farbig von dem weißen Linnen.

Langsam richtete er den verbundenen Kopf empor und blickte in dem fremden Raume um sich. Er erblickt auf einem Tische arzneigefüllte Fläschchen, Limonaden, Salbennäpfchen; in Bronzeumrahmung einen Schirm mit chinesischen Fratzen über einem Krankenlämpchen, ein Sofa, auf welchem Kissen und Decken von dem Nachtdienst der Wärterin sprechen.... Und diese Wärterin selbst?... Seine Blicke ruhen auf der Frauengestalt unter dem Vorhang, und das Herz in der matten Brust fängt an, schneller zu schlagen.

Der Name kommt in das Bewußtsein zurück, mit dem es erloschen ist. Er sieht eine schlanke Gestalt dem Fenster zugekehrt, eine schmale gelbbräunliche Hand auf den dunklen Falten des Kleides, dichtes, dunkles, auf dem Kopfe in einen kunstvollen Knoten verknüpftes Haar....„Jeanne!" sagte er laut mit inniger Betonung.

Die Gestalt erhebt sich und schreitet auf ihn zu.

Nein! es ist nicht Jeanne! Das ist nicht ihr jugendlich weicher stolzschreitender Leib; nicht ihr blasses, klassisch schönes Gesicht mit den dunklen, räthselhaft blickenden Flammenaugen .... Eine andere kommt auf den Erwartungsvollen zu. Ihre Gestalt ist nicht so voll und weich; ihr Gesicht zeigt nicht die wundervollen Linien der Französin, aber sie hat ein frohes Leuchten in den klugen Zügen und einen Glanz in ihren gleichfalls dunklen Augen, welcher von warmer Theilnahme spricht — es ist Natalie!

„Endlich!" sagte sie, setzte sich an des Erwachten Bett und betrachtete ihn mit glücklichem Lächeln: „Endlich wieder bei voller Besinnung!" Sie hält ihm die Hand hin und spricht mit gewinnender Wärme: „Grüß Gott, im Leben! mein geretteter Patient!"

„Gräfin," fragte er, die ihm hingestreckte Rechte ergreifend, „haben Sie mich gepflegt?"

Auf die bejahende Erwiderung zieht er die Hand an die noch blassen Lippen und murmelt: „Ich danke Ihnen."

Er ist zu ritterlich und hat zu viel Dankbarkeit in der Seele, um nicht die Enttäuschung zu unterdrücken, die ihm für einen Augenblick diese Retterin unwillkommen erscheinen läßt. Doch Natalie legt den Zeigefinger auf ihre Lippen und sagt lächelnd: „Nicht sprechen und sich nicht aufregen! Noch brauchen wir Ruhe und lange Schonung, um auch nur einen Theil der alten Kräfte wiederzugewinnen."

In der That fühlte der Patient sich müde, und das kaum wiedererwachte Leben zieht durch seine Glieder mit schmerzhafter Schwere. Er legt den Kopf rückwärts in die Kissen und schließt die Lider. Dann umfängt ihn ein Schlaf, welcher den ruhigen, erquickenden und stärkenden Hauch der Genesung über ihn ergießt.

Natalie beobachtet ihn aufmerksam. In ihren Zügen ist der Glanz der Freude verflogen, ein gespannter Ausdruck liegt in ihnen. Er ist dem Leben wiedergegeben, — ist er es aber auch ihr?.... Nein! — Sie besitzt ihn weniger als vorher. Als er bewußtlos war, gehörte er ihr! Sie hat diesen schönen Kopf gehoben und gebettet, die trockenen Lippen getränkt, die heiße Stirn gekühlt, den weichen, wallenden Bart mit äußerster Vorsicht gebürstet und gekämmt, die im Fieber um sich greifenden Hände beruhigend in den ihren gehalten.... Damals gehörte er ihr!.... Hilflos, wie ein Kind, hatte er in ihren Armen gelegen, und kein Gefühl, kein Gedanke hatte von ihr zu einer anderen schweifen können! Jetzt aber? — Sein erstes Wort war der Name einer anderen gewesen, und Natalie hatte den Wechsel in seinen Zügen wohl bemerkt, als er entdeckte, daß nicht die, welche er genannt hatte, auf ihn zuschritt....

Der Kampf hub jetzt erst an; — jetzt erst mußte sie ihn sich gewinnen.... Sie weiß es, und in ihren Mienen malt sich der alte, energische Wille. Kein Mittel, das zum Ziele führen kann, wird sie verschmähen.

Behutsam erhebt sie sich und schreitet leise zu dem großen Diplomatentisch, welcher auf der anderen Seite des Zimmers steht. Einem seiner vielen Schubfächer entnimmt sie ein Päckchen Postkarten und Briefe und setzt sich mit denselben zum Kamin. Zwei der Karten sind mit feinen, zierlichen Buchstaben bedeckt, offenbar von Frauenhand. Am Schlusse steht auf einer jeden: „Fr. v. W." Ein Brief zeigt die Aufschrift von gleicher Hand.... Ein Feuer flackert im Kamin. Die Gräfin betrachtet in seinem Scheine Brief und Karten. Dann entsinken sie langsam ihren Fingern und gleiten in den Kamin.

In diesem Augenblicke macht der Verwundete eine Bewegung, und der dunkle Frauenkopf wendet sich zu ihm. Aber er hat sich nur in den Kissen nach links gedreht, und die Gräfin blickt wieder in das Feuer. Die Flamme hat einen Theil des fein beschriebenen Papiers verzehrt; jetzt aber erlischt sie, und in dem übrigen verglimmen die Funken, als hindere ein hämischer Kobold das Werk der Zerstörung. Das Gesicht der Gräfin überzieht ein zorniges Roth. Ein heftiger Stoß des schmalen Fußes, und der Brief berührt den Klotz, der in der Mitte der Feuerstelle kohlt. Ein paar Funken sprühen heraus und zünden im Papier. Noch ein Augenblick — dann ist nichts übrig von dem Geschriebenen als schwarzer Staub — der Staub des Vergessens!

„Sind keine Nachrichten, keine Briefe aus der Heimath da?" fragt der Major wenige Tage darauf, während seine Blicke wieder durch das grüne Zimmer schweifen. Der Novemberhimmel draußen ist noch immer derselbe, und in der graugrünen Dämmerung überkommt den Kranken eine Melancholie, welche er vergebens zu bewältigen sucht.

„O ja," antwortet Natalie und reicht ihm ein Päckchen. Er mustert die verschiedenen Handschriften aufmerksam und legt die Briefe dann vor sich hin.

„Weiter nichts?"

„Nichts!"

Ein Zug von Enttäuschung geht durch das schöne Gesicht, der Zug, den Natalie nun schon kennt, aber diesmal bemüht ihr Patient sich nicht, ihn zu verbergen.

„Ich bin zu müde, um dies alles heute schon zu lesen," sagt er und sieht über die Briefe hin. Sie hat ihm also nicht mehr geschrieben, seit er Belle-Fontaine verlassen hat? Warum nicht? Hat sie ihn vergessen? Ist ihre Theilnahme erlahmt? Der Gedanke ist schmerzlich. Denn der Kranke fühlt ein unnennbares Verlangen nach ihr. Das Fehlen ihrer Briefe sagt es ihm so deutlich, wie ihr Eintreffen selbst es ihm noch nie gesagt: über allem, was er in diesem Feldzuge erlebt hat, steht wie ein Stern, der seine ganze Seele zu sich hinanzieht, das blondlockige Mädchen, steht Friederike.... Jeanne hat so tief nie in sein Empfinden eingegriffen. An die Pariserin hat ihn das Fremdartige der Erscheinung gefesselt, der Wunsch, sie von ihren gefährlichen Neigungen zu heilen. Jetzt tritt sie wie etwas Wesenloses zurück, und als lieblichste Verkörperung des Lebens steht er statt ihrer das weinende Mädchen, dem er versprach, wenn Gott ihn beschütze, zu ihm heimzukehren.

Sollte ihr nichts mehr daran liegen, daß er sein Versprechen hielt? Hätte sie keine Theilnahme an seiner Verwundung gezeigt, sollte keine für seine Genesung haben?

Sie ist sehr jung, und da ist dieser Pfälzer.... Mit der ganzen erfinderischen Selbstpeinigung der Liebenden malt sich der Träumende aus, was alles sie von ihm abziehen könnte.... Natalie spricht zu ihm; er hört zerstreut zu, antwortet verkehrt. Plötzlich aber geht ein Leuchten durch seine Züge und erhellt das müde Gesicht. Es fällt ihm ein: er ist in den Zeitungen todtgesagt worden. Vielleicht hat sie nur das gelesen und den Widerruf nicht! Vielleicht hat sie um ihn geweint, ja vielleicht vergießen ihre lieben braunen Augen jetzt noch Thränen um ihn.... Es muß so sein, gewiß! Hätte sie sonst am Rande des Grabes ihn ohne ein Zeichen der Theilnahme gelassen?.... Und zum ersten Male seit seiner Verwundung drängt es ihn zu eigner Thätigkeit.

„Ich möchte schreiben," sagte er, sich seiner Pflegerin zukehrend, „darf ich Sie um die Güte bitten, mir meine Schreibmappe zu reichen?"

„Schreiben?.... Sie selbst.... Das dürfen Sie doch wohl nicht!" entgegnet sie liebenswürdig wie immer. „Aber diktiren Sie mir. Ich bin gern bereit, Ihnen als Sekretär zu dienen."

Einen Augenblick zaudert er. Dann sagt er, unter dem Einfluß neuer Gedanken: „Sie erhöhen meine Dankbarkeit, wenn Sie auch diese Mühe noch auf sich nehmen wollen."

„Aber ich bitte Sie, das gehört zum Wärterdienst."

„Wenn man ihn so aufopfernd erfaßt wie Sie...."

„Gut. Genug der Complimente. Fangen wir an."

„Also bitte mit der Adresse."

Sie setzt sich zurecht und sieht erwartungsvoll auf. — „Nun?"

„An Fräulein von Waibach."

„Aah!" — Es kommt langgedehnt von ihren Lippen; dann legt sie die Feder hin, und ihr Blick umfaßt ihn mit mißbilligendem Ernste.

„Ihr wollen Sie schreiben? Verzeihen Sie, wenn ich mich weigern muß, mich als Vermittlerin für diese Korrespondenz herzugeben."

„Und darf ich fragen warum?" sagt er, während aus dem dunklen Blau seiner Augen ein tiefer Ernst dem ihren begegnet.

Ihr Herz drängt gegen die Brust. Das ist die Stunde der Entscheidung. Jetzt muß es ihr gelingen, die blonde Gegnerin zu verdrängen, die Macht der Erinnerung an sie zu bezwingen, oder sie erreicht es nie! Sie sammelt ihre ganze Selbstbeherrschung und nimmt äußerlich eine ruhige, richtende Miene an: „Friederike von Waibach ist verlobt und ihr Bräutigam sehr eifersüchtig. Ich mögte also keinen Anlaß geben...."

Asten unterbricht sie. Denn das ist mehr, als er erwartet hatte, mehr auch, als er glauben kann.

„Woher wissen Sie das?" fragte er gereizt. „Hat sich Fräulein von Waibach während meines Krankseins verlobt?"

„O nein," antworte sie kühl, „die Geschichte ist weit älter. Sie und Herr von Saltenek sind Brautleute seit — nun, lassen Sie mich rechnen.... wie lange ist es wohl her? Ja, gewiß an die drei Jahre. Und der Selbstständigkeitstrieb des Fräuleins allein läßt es nicht zur Veröffentlichung der Verlobung kommen. Im Vertrauen weiß die ganze Nachbarschaft darum. Man müßte sonst auch das Verhältniß der Beiden sehr anstößig finden."

„Ich weiß nicht darum," sagte der Verwundete wie vorhin, „im Gegentheil, soviel ich mich erinnere, sagte mir Fräulein von Waibach, sie sei völlig frei."

Ein überlegener Spott spielte um Nataliens ausdrucksvolle Lippen: „Das ist es ja eben! Sie kann sich nicht entschließen, diese seelige Freiheit, von der sie einen so ausgedehnten Gebrauch macht auszugeben. Dennoch ist sie im Geheimen gebunden und vereint durch den Schein dieser Freiheit nur noch für's erste das Nützliche mit dem Angenehmen."

„Was soll diese Aeußerung bedeuten?" fragte der Kranke sehr bleich, und sein kluges Gegenüber berichtet: Herr von Saltenek ist sehr vermögend und das praktische Fritzchen eine viel zu gute Rechnerin, um nicht, wenn sie noch ein bischen Selbstherrscherin gespielt hat, seine schöne, schuldenfreie Besitzung mit ihrer arg verschuldeten zu vereinen. Vorher mag sie sich noch gestatten, an einem oder dem anderen vorübergehend ein größeres Gefallen zu finden und ihm das zu zeigen, aber das hat nichts zu bedeuten."

Der Major sagt nichts mehr. Die schlanke Pflegerin erhebt sich ruhig und anmuthig und reicht ihm mit den vornehmen, weichen Händen die Mappe hin.

„Wenn Sie dennoch an das Fräulein schreiben wollen, müssen Sie es schon selbst versuchen."

Er macht eine leicht abwehrende Bewegung.

„Ich danke; ich fühle in der That daß meine Kräfte noch nicht ausreichen würden."

Nein! Seine Kräfte reichen nicht dazu. Die Erinnerung kehrt mit allen ihren Zweifeln zurück, sein ganzer Aufenthalt in der Pfalz steht plötzlich lebendig vor ihm. Wieder gäbe er eine Welt darum, die Gedanken in jenem blonden Mädchenkopfe zu lesen, jenem reizenden Kopfe, der die seinen so völlig gefangen nimmt. Wieder tadelt er hunderterlei an dem unfertigen, eigenwilligen Wesen, und doch fesselt ihn hunderterlei an ihm. Aber die Fragen, die sich stürmisch in ihm drängen und alle unbeantwortet bleiben, verzehren seine geringen Kräfte und — der Brief bleibt ungeschrieben.

Natalie geht hinaus und kommt mit Zeitungsblättern zurück: „Wollen Sie nicht die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatze hören?"

Sie liest ihm vor und lenkt sein Interesse auf Dinge, die nicht ihn allein, die Tausende bewegen. Sie hat eine angenehme Stimme, und ihr Gesicht belebt sich und wird intelligent und anziehend, wenn sie spricht.

In den nächsten Tagen hat Asten häufig Gelegenheit, dies zu bemerken. Sie ist es ja allein, welche ihm die Oede des Krankenzimmers erträglich macht. In der grünen Dämmerung, welche das eine aussichtslose, vorhangverdunkelte Fenster um ihn spannt, ist das kluge Gesicht seiner freundlichen Wärterin das einzige, was den ermüdeten Mann erfreuen kann.

Die Gräfin fühlt, daß sie Einfluß auf ihn gewinnt, und jubelnde Stimmen erheben sich in ihr. Die Strecke, die sie bis zum Ziele noch zurückzulegen hat, erscheint ihr nur noch gering. Ein Augenblick der Schwäche, die ja den Leidenden so leicht übermannt, ein Ausbruch sehnsüchtigen Gefühles, den sie geschickt benutzen wird, und sie braucht den letzten Trumpf, den sie in Händen hält, gar nicht einmal auszuspielen.... Sie schickt die goldumränderten, mit zwei zierlich verbundenen Namen bedruckten Karten in die Heimath, ehe sie selbst diese noch wiedersieht....

Sie verjüngt sich förmlich unter diesem triumphirenden Hoffen und wird hübsch. Ihr Gesicht hat trotz ihres Aufenthaltes in den Krankensälen einen rosigen Hauch; ihre Augen zeigen einen hellglänzenden Schein.

Aber sie wird auch leichtsinnig in ihrer Zuversicht, sie läßt bereits andere zu ihrem Kranken, sie gestattet ihm, mit der Außenwelt, die sie sonst ängstlich vor ihm verschlossen hat, wieder zu verkehren. Es ist, als ob eine innere Sicherheit ihr sagt: schon einer der allernächsten Tage wird die Kunde bringen, die den Ersehnten ganz in deine Hände gibt. Und mit herzklopfender, freudiger Spannung erwartet sie dieselbe.

Als sie in dieser Stimmung eines Abends durch das Haus ging, das mit seinen weiten Räumen in Friedenszeiten ein herrschaftlicher Palast, jetzt zum Lazareth umgewandelt war, bemerkte sie in einem Flur einen Krankenwärter, den sie bis dahin nicht gesehen hatte. Der Mann schritt schnell an ihr vorüber. Er trug über dem linken Auge eine schwarze Binde, und der untere Theil des Gesichtes war in einem schwarzen Backenbart versteckt. Das Gesicht kam ihr trotzdem bekannt vor, ohne daß sie es schon gesehen hatte. Da sie an ein Krankenbett gerufen wurde, vergaß sie den Menschen und wendete anderem ihre Aufmerksamkeit zu. Erst — etliche Stunden später — als sie ihrem Patienten Gutenacht gesagt und sich überzeugt hatte, daß die Wärterin, die den Nachtdienst hatte, bei ihm wachte, ging ihr, während sie ihr dunkles Haar offen über das Nachtkleid hin auskämmte, plötzlich der Gedanke durch den Sinn, daß jener Mann, den sie im Flur gesehen hatte, derselbe war, der verwundet im Hospital von Monpassier gelegen und ihr die Geschichte von Jeanne Beauvilliers erzählt hatte. Es war der Franctireur, welcher den tödtlichen Haß gegen Asten hegt. Im selben Augenblick fühlte sie für jenen die Gefahr, warf die Bürsten hin, ergriff statt ihrer eine geladene Pistole, die immer in ihrem Zimmer lag, und stürzte, ohne sich zu besinnen, aus diesem in das des Kranken.

Es war eine jener Minuten, in welchen man nur durch unüberlegte Eingebung das Richtige trifft. Hätte die Erschreckte überlegt, hätte sie über ihre jähe Angst gelächelt und wäre ohne Waffe, in gewohntem Schritte, nachdem sie ihr Haar aufgesteckt, vielleicht noch einmal hinübergegangen, um der Wärterin Vorsicht zu empfehlen, so wäre Asten verloren gewesen.

So aber flog sie, wie von ihren Gewändern getragen, an die Thür, riß diese auf, sah hinein und gewahrte, ohne zu erstaunen, einen Mann an Astens Lager, welcher eine Arzneitasse in der Rechten hielt. Seine Linke lag um Astens Schulter und er schüttelte den Schlafenden leicht, um ihn zu ermuntern. Es war der Freischärler, welcher dem deutschen Major den Tod geschworen hatte. Die schwarze Binde verbarg sein schielendes Auge, der Bart veränderte sein Gesicht, aber Natalie erkannte ihn. „Buvez!" flüsterte er und hielt die Tasse dicht an des Verwundeten Lippen. Dieser erwachte und sah schlaftrunken auf den vermeintlichen Wärter. In dem Halbdunkel, das die Flamme des Krankenlämpchens spärlich erhellte, erkannte er ihn nicht und setzte mechanisch die Lippen an den Rand der Tasse. In dieser Minute war er verloren, denn die Tasse enthielt Gift, Natalie ahnte es, und der Schuß aus ihrem Revolver krachte. Sie zielte nach der Hand, welche die Tasse hielt.

Ein Schrei, ein Klirren, ein französischer Fluch und der Kranke fuhr entsetzt in die Höhe. Auf den Korridoren rührte sich's. Der Freischärler aber entwich unbehindert durch die zweite im Zimmer befindliche Thür. Natalie ließ ihn voll Verachtung fliehen und eilte an das Bett.

„Sie haben getrunken?" fragte sie in höchster Aufregung.

„Nein.... Ich.... Die Tasse ist ja zerbrochen," antwortete der Kranke mit dem Versuch, sich zurechtzufinden.

Sie legte einen Finger an seine Lippen; sie waren trocken. Die Gefahr war von ihm genommen. Das Zimmer füllte sich, und Asten sah mit Befremden die Vorsteherin der Anstalt, einen Arzt und einen Johanniter eintreten und betrachtete verwundert die Gräfin, deren dunkles Haar über das weiße Nachtgewand fiel. Die ersten, leisen Worte, die sie an die Eintretenden richtete, verstand er nicht. „Glauben Sie wirklich, daß es Gift war?" hörte er dann den Arzt zweifelnd fragen.

„Hier ist noch ein Rest in der Tasse. Untersuchen Sie ihn," erwiderte sie.

Der Boden der Tasse wurde vorsichtig aufgenommen; dann stellte der Arzt dieselbe Frage, die schon Natalie an den Kranken gerichtet hatte.

„Wer war der Mann? Wollte er mich vergiften?" fragte der Verwundete seinerseits.

Natalie antwortete schnell: „Bewahre! Es war ein Wärter, der sich versehen hatte. Er gab Ihnen eine falsche Arznei, und diese konnte gefährlich werden. Zum Glück ward der Irrthum entdeckt, und wir können uns entfernen, wenn Sie von den Tropfen nichts genommen haben."

Sie machte den Umstehenden ein Zeichen, und diese verließen das Zimmer. Asten versuchte es, darüber nachzudenken, was das Ganze wohl zu bedeuten habe, aber er schlief darüber ein, und als er aufwachte, hatte er das Ereigniß vergessen. Aber da kniete ein Wärter mit Waschbecken und Bürste dicht vor ihm und versuchte die Diele von Blutspuren rein zu reiben. Auch auf dem weißen Leinenbezug der Decke waren jene unheimlichen rothen Flecken...

„Was ist in der Nacht geschehen?" fragte der Patient mit einem dunklen Rückerinnern, und der Mann erklärte es ihm. „Die Dame muß viel Muth haben," bemerkte er zum Schluß und unterdrückte dabei ein Lächeln mit der Bezeichnung, die er im Innern für sie fand: Verflucht forsches Frauenzimmer!.... „Denn," sagte er laut, „hätte sie einen Centimeter zu weit rechts gehalten, ging die Kugel, statt in die Hand des nichtswürdigen Hallunken, in den Kopf des Herrn Majors."

Asten dachte dasselbe, sagte aber nichts. Er hatte seit kurzem die Erlaubniß, täglich einige Stunden aufzustehen. Als er in der Uniform, die ihm zu weit geworden und lose um die abgemagerten Glieder hing, im Lehnstuhle saß, hörte er seiner Retterin Stimme.

Sein Herz hub an, unruhiger zu schlagen. Durch wie vieles hatte sich ihm dieses Mädchen schon verbunden! Wie vieles für ihn gethan!

Sie nahm draußen auf dem Flur der Ordonanz die Briefe ab. Beim Eintreffen derselben suchte sie doch immer noch anwesend zu sein und übte scharfe Kontrolle in Bezug auf die eingehenden Sachen. Heute war es ihr besonders lieb, diese nicht außer Acht gelassen zu haben, denn die Sendung enthielt eine Karte von Friederike. Dieselbe war allerdings diesmal an sie, Natalie, gerichtet, aber doch — welch' ein Glück, daß sie dieselbe nicht vor Astens Augen bekommen hatte! Eilig überflog sie die wenigen Worte: „Liebe Natalie, ich wende mich diesmal an Sie. Unser ehemalige Gast und Hausfreund, Major von Asten, ist verwundet. Ich weiß dies aus den Zeitungen, kann aber nicht erfahren, wie es ihm geht, obgleich ich schon mehrmals geschrieben habe. Sollten Karten und Briefe verloren sein? Durch einen Zufall erfuhr ich nun vor Kurzem, daß Sie ihn pflegen und bitte Sie recht sehr, mir doch Nachricht zu geben. Ich bin in Angst um ihn. Er ist ja für uns kein Fremder...." Weiter las die Empfängerin nicht. Es genügte ihr. Mit ihrem glückssicheren Lächeln ließ sie die Karte in ihre Tasche gleiten und trat in Astens Zimmer. Sie wird diese Karte beantworten, aber mit der Nachricht ihrer Verlobung. Und das wird bald geschehen.... morgen vielleicht — vielleicht schon heute....

Der Gedanke rief ein heiteres Lächeln auf ihre Lippen, als sie sich Asten nahte. Der Kranke las nur theilnehmende Freude darin.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte sie, während ihre schönen, dunklen Augen in seine mattglänzenden blickten.

„Von Dankbarkeit erfüllt," sagte er, indem seine müden Augen sich innig auf sie richteten. „Gräfin, Sie scheinen dazu bestimmt mein rettender Engel zu sein."

„Ich bin so glücklich, das Unheil verhütet zu haben," sagte und neigte sich zu ihm.

Er sah das Leuchten in ihren Zügen, daß sie jugendlich machte, und fühlte ihr Gesicht dicht an dem seinen; so dicht, daß ihr dunkles Haar die weichfallenden Locken seiner Stirn berührte und der Hauch ihrer Lippen sich dem seinen vereinte. Es ergriff ihn wie ein Schwindel. Er ahnte, was sie wolle, und es war ihm, als müsse er ihr gehorchen, müsse seine Lippen auf ihre ihm entgegendrängenden drücken und damit ihr und sein Schicksal besiegeln....

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kuß im Dunkeln.

Von **A. J. Voos.**

„O, über die Unverschämtheit heutzutage!"

Mit diesem zornigen Ausruf und ausnahmsweise gerötheten Wangen stürzte Tante Aurelie, wie man die ehrwürdige alte Jungfer der Kürze halber nannte, vom Flur her ins Zimmer.

Herr Lehmann, ihr Bruder, hob etwas erstaunt den Kopf von der Zeitung.

„Na, zum T...., was ist denn los, Aurelie, du thust ja gerade, als ob dir Jemand einen Kuß gegeben hätte?"

Die alte Dame warf ihm einen giftigen Blick zu.

„Zufällig hast du den Nagel auf den Kopf getroffen, ich komme vom Metzger her mit dem Fleisch.."

„Du wolltest ja Wurst, zum Abendessen bringen," warf Herr Lehmann ein.

„Nun ja, mit der Wurst, und wie ich gerade das Haus wieder betreten will, springt in der Dunkelheit Jemand auf mich zu, umarmt und küßt mich!"

Tante Aurelie begrub, wie von Scham überwältigt, das Gesicht in beide Hände.

Herr Lehmann aber lachte, und seine Frau winkte das Dienstmädchen, das ebenfalls leise kicherte, zu sich ins Nebenzimmer.

„Ich ahne den Zusammenhang", herrschte sie dieselbe an, „der Kuß war für Sie bestimmt, und die Wurst, die Aurelie in der Verwirrung zurückließ, auch vielleicht längst versprochen; merken Sie sich deshalb, entweder Sie geh'n noch heute, oder während der nächsten acht Tage thun Sie keinen Schritt mehr zum Zimmer hinaus!"

Tante Aurelie nebenan aber konnte nicht umhin, einen forschenden Blick noch in die dunkle Nacht hinauszuwerfen. —

Es waren acht Abende verflossen seit dem Vorgange; Tante Aurelie kam vom Flur her ins Zimmer, und Herr Lehmann hob wie damals den Kopf von der Zeitung.

„Na, wieder vergeblich, Aurelie?"

Sie warf ihm wieder einen bitterbösen Blick zu.

„Der Unverschämte...."

Herr Lehmann grinste.

„Nicht wahr; nach dem ersten Rendezvous unsichtbar zu werden, trotz aller Gänge zum Metzger."

Jetzt brach auch das Dienstmädchen in lautes Lachen aus.

„Ja, nehmen Sie 's schon nicht übel, Fräulein, aber das zweite Mal läßt sich der Wilhelm mit Wurst allein eben nicht fangen."

Aus dem Familienleben auf Neu-Guinea.

Der 50jährige Negerhäuptling Jambo hatte die 17jährige Kalaika geheirathet, welche ihrer hervorstehenden Backenknochen wegen als die erste Schönheit Neu-Pommerns galt. Jambo machte einst eine Reise. Während dieser Zeit empfing die schöne Kalaika die Besuche des jungen Häuptlings Kicki. Eines Tages hörte die junge Frau außerhalb der Hütte die Stimme ihres Gemahls. „Schnell in den Rauchfang," rief sie, und Kicki kletterte thatsächlich hinauf. Sodann trat Jambo ein. Herzliche Begrüßung. Plötzlich sieht Kalaika einen Fuß ihres Anbeters aus dem Rauchfang hervorragen. Dieselbe Bemerkung macht aber auch Jambo. Kaltblütig schiebt er den Fuß hinein und macht die zum Rauchfang führende Thür zu.

„So", sagt er, „und nun koche mir Mittag. Du hast doch etwas im Hause?" — „Ja," erwidert Kalaika zitternd, „noch ein Stück Filet von dem letzten Afrikareisenden." „Schön," sagt Jambo und fängt an sein langes Schlachtmesser zu poliren. Was sollte die arme Kalaika thun? Sie macht das Filet fertig, und Jambo ißt es mit sichtbarem Appetit. „Noch mehr!" — „Es ist nichts mehr vorhanden." — „Wie, und das Rauchfleisch im Rauchfange?" — „Ja, ich dachte nicht daran." Kicki ist inzwischen fertig geräuchert. Mit blutendem Herzen zieht ihn Kalaika hervor und servirt ihn dem Herrn Gemahl. Halbtodt schaut sie zu, wie ein Stück nach dem andern in dem Rachen des Häuptlings verschwindet. Schließlich kann sie es nicht mehr ertragen. Sie stürzt auf Jambo zu, kniet vor ihm nieder und ruft verzweifelt: „Wenn du ihn schon auffrißt, laß mir doch wenigstens ein Stückchen übrig."

— Zu keiner Zeit hat sich in England oder anderswo — so schreibt man — das schöne Geschlecht leidenschaftlicher mit Politik und Gesetzgebung beschäftigt, als im Jahre 1770, wo im Parlament folgende Bill eingebracht und dann einstimmig zum Gesetz erhoben wurde: „Jedwede Frau, gleichviel, welchen Alters, welchen Ranges oder Berufes, jedwede Frau, und sei sie noch so hochgestellt, jedwede Frau, gleichviel, ob verheirathet, Wittwe oder Jungfrau, die vom Tage der Verkündigung dieses Gesetzes mit Hilfe von Wohlgerüchen, Schminken, Pomaden, falschen Zöpfen, Hackenschuhen, welche einen Unterthan Seiner Majestät zur Heirath unter falscher Voraussetzung verführen wird, ist als Betrügerin zu bestrafen, insbesondere aber ist jeder Heirathsantrag, der von einem Manne, dessen Sinne durch Wohlgerüche betäubt wurden, gestellt wurde, als ungiltig und nicht klagbar zu betrachten. Der Gebrauch von Parfum ist überhaupt fortan nur bei Begräbnissen gestattet, von der Ueberzeugung geleitet, daß bei so ernsten, traurigen Anlässen selbst hinterlistige, gefährliche Frauen nicht gestimmt sein werden, sich aus der Schaar der Leidtragenden ein Opfer zu suchen."

— Vorsicht. A.: Du, wollen wir mal in's vegetarianische Speisehaus Mittagessen gehen? — B.: Ja, aber laß uns etwas kalten Aufschnitt mitnehmen.